In schlimmen Händen

Roman von Erich Schlaikjer

Die kleine Stadt war lebenslustig. Die Reihe der Feste nahm so bald kein Ende, wenn sie erst einmal angefangen hatte. Hinter dem großen Ball des Bürgervereins kam noch ein langer Ausläufer von kleinen privaten Geselligkeiten. Man war nun einmal in die Unsolidität hineingekommen, wie man zu sagen pflegte, nun hatte man auch das Bedürfnis, eine Weile damit fortzufahren.

Carlsen und Frau lebten viel für sich. Sie machten immer wieder die Erfahrungen, daß das Glück doch am ehesten in ihrer behaglichen Stube zu finden war. In den ersten Jahren hatten sie sich völlig zurückgezogen. Die Mittel waren allzu knapp gewesen. In den letzten Jahren aber waren sie doch aus sich herausgegangen. Carlsen, der lustige Gesellschaften ja gar nicht kannte, hatte eine zu große Freude daran. Die Frau hatte überdies viel Mädchenbekanntschaften, die in dem Städtchen verheiratet waren, zum Teil viel besser, als sie selber. Es war gut, mit ihnen in Berührung zu bleiben, die eigene Stellung wurde gehoben; auch geschäftlich hatten sie Nutzen davon. Carlsen ging sonst fast gar nicht aus, weil er allzu sehr hinter dem Groschen her war. Es war ganz gut, daß er einmal gelüftet wurde. Die kleine Frau hatte noch ihren besonderen Grund.

Carlsen war auf dem Lande geboren; er war kleiner Leute Sohn, die Kindheit war sehr arm gewesen. Eine Gier nach den Herrlichkeiten der Welt wurde er nie ganz los, eine Gier mit aufgerissenen staunenden Augen. Er kam von unten; das spürte man mitunter. Er selbst gab nicht viel aus; er wollte mehr haben, viel mehr, ehe er mit dem Ausgeben begann. Man mußte Geld haben, viel Geld, wenn man zu den Herrlichkeiten vordringen wollte; das hatte Carlsen gut begriffen. In den Gesellschaften aber wurde umsonst aufgetragen, der Grund zur Zurückhaltung fiel weg. Carlsens Augen glänzten, wenn all die guten Sachen auf den Tisch kamen. Es kam vor, daß er sich völlig vergaß und mit dem gierigen Hunger der Armut zugriff. Es war nicht angenehm, denn es wurde belächelt. Frau Carlsen aber meinte, daß es schon schwinden würde, wenn er nur häufiger unter Menschen käme. Sie freute sich jedesmal, wenn er einen Familienabend mitmachte. Im besonderen in der Weihnachtszeit kam sie seinem natürlichen Verlangen weit entgegen.

Die Nächte waren noch immer dunkel. Der schwarze Schneehimmel verschlang jeden Stern. Carlsen war zu einem Herrenabend gegangen. Es sollte Karten gespielt und Grog getrunken werden. Frau Carlsen hatte sich sehr gefreut; die Familie war ihr besonders lieb. Der Mann war Postassistent, ein sehr netter und unterrichteter Mann, von dem Carlsen allerlei annehmen konnte. Die Frau war ihre Freundin, sie hatten schon als Kinder viel zusammengehalten. Am wenig bewohnten Zugangsweg zum Hafen hatten sie ein Grundstück erstanden, auf dem sie ein kleines gemütliches Häuschen erbaut hatten; es war immer so traulich bei ihnen; das Geld der Frau war mit dem Häuschen draufgegangen. Ihre Verhältnisse waren nicht glänzender, als daß man gut mit ihnen verkehren konnte. Die beiden Familien waren sich sehr nahe gekommen.

Carlsen hatte Pech gehabt, er hatte verloren. Es ging ihm nicht so nahe, weil es bei guten Freunden gewesen war. Er würde ja nicht wieder mit ihnen spielen. Er hatte aber doch mit einer gewissen Erregung zum Grog gegriffen und nicht so wenig getrunken. Die Nachtluft tat ihm wohl, aber dunkel war es; es war nur gut, daß er bald zu Hause war. Er stand eine Weile still; der Grog war nicht ganz ohne Wirkung geblieben. Die Nachtluft fühlte doch sehr. Er dachte daran, den Weg um den Hafen herum zu nehmen, in der Fischergasse brannte ja nicht eine einzige Laterne. Es war ihm aber doch zu weit. Er gab den Gedanken wieder auf. Die Fischergasse führte ja geradewegs zu seiner Ecke hinauf.

Eine verdammte Finsternis, dachte er, als er ein Stück in das Dunkel der alten Gasse hineingekommen war. Von den Häusern sah man fast gar nichts. Es war nur ein Glück, daß man die weiße Straße schimmern sehen konnte. Es war ein unverantwortlicher Zustand bei diesem verfluchten Pflaster. Carlsen kam aber doch vorwärts.

Auf einmal blieb er stehen. Was war das? Schimmerte da nicht etwas Weißes aus der Haustür heraus? Das war doch sonderbar, um diese Zeit. Plötzlich ging es ihm heiß durch den Körper. Es war das Haus der Engelbrechts. Es mußte eine Bluse oder weiße Schürze sein. Auf wen die warten mochte? In einer Stadt gab es doch viele geheime Dinge. Carlsen regte sich nicht. Er stand wie angewurzelt, wie festgehalten von einer dunklen Macht. Er war ganz heiß vor Spannung und Staunen. Die Augen glänzten in Erwartung. Es kam aber niemand. Das Weiße in der Haustüre blieb unbeweglich; es war noch immer da, aber es kam niemand. Schließlich sagte er sich, daß er weiter mußte. Es könnte aussehen, als wenn er lauschen wollte, und mit diesen Damen war nicht gut Kirschen essen. Man konnte nie wissen, auf wen die Weiße wartete. Hoffentlich hatte sie ihn nicht bemerkt. Carlsen war etwas unsicher geworden. Wie mit schlechtem Gewissen und doch mit geheimer Spannung ging er weiter. Er wünschte nur, daß er unerkannt vorüber wäre. Er hatte keine Lust, es mit diesen Weibern zu verderben. Nun war er ganz nahe herangekommen. Seine Spannung stieg aufs höchste. Das Weiße war noch immer da. Geheimnisvoll und unbeweglich.

„Guten Abend, Carlsen," sagte es gedämpft und leise.

Er blieb stehen. Es war etwas in dem Gruß, daß ihn so warm durchrann. Oder wollte sie ihm nur zeigen, daß er erkannt war?

„Carlsen," kam es flüsternd und mit heimlichem Locken. Es klang so verschwiegen.

„Was soll ich?" Er sprach unwillkürlich rauh, wie um die dunkle Nacht zu bannen. Sie stand aber unbeweglich in der Tür.

„Kommen Sie!"

Er fühlte, daß die Beine schwer wurden, aber es zog ihn hinüber. Er näherte sich. Es war ihm, als ginge er in einen Abgrund; aber er ging. Nun stand er im Dunkel bei ihr.

„Guten Abend," sagte er gedämpft. Er war heiß und völlig unbeholfen.

„Guten Abend." Sie zog ihn in den Schatten der Tür hinein; dann schlang sie beide Arme um ihn und küßte ihn.

Carlsen stand ganz in der Ecke. Sie hatte ihn noch immer fest umschlungen. Er fühlte ihren heißen Atem; er fühlte ihren ganzen Körper, der ihm zu brennen schien. Dann und wann küßte sie ihn. Er küßte sie wieder, ohne zu wissen, war er tat. Er zitterte vor Erregung. Wo kamen diese Flammen her?

„Wir wollen hineingehen. Es ist kalt." Sie klinkte leise die Tür auf. Carlsen folgte. Sie hielt ihn an der Hand. Ihre Hand war weich und warm.

In der Finsternis des Flures umschlang sie ihn wieder und küßte ihn. Es war ihm, als wäre die Tür zur Welt hinter ihm ins Schloß gefallen. Es gingen dunkle Schauer durch das alte Haus. Er stand an einem Ort der Sünde. Aber die Brücken waren abgebrochen. Eine leise Furcht rann durch die heiße Erwartung, die Furcht vor dem nächtlichen Treiben. Es war ihm, als wenn er Mitglied eines geheimen Bundes geworden wäre, der auf lichtscheue Dinge ausging, wenn die anderen schliefen. Er war im Flur aber auch sicherer geworden. Er fühlte sich geborgen, er war mit ihrer heißen Glut allein. Sie trank seine Küsse, während er immer ihren Körper an seinem brennen fühlte, diesen Körper, der in einem unheimlichen Feuer glühte. Und er gab sich hin.

„Kommen Sie, oben ist geheizt."

Sie leitete ihn bis an die Treppe und ging voran. Er sah nichts. Er hörte nur die Treppe unter ihren starken Tritten ächzen, und ihr Rock strich ihm durchs Gesicht. Sie ging ganz ungeniert, als wäre sie die Herrin hier, während er kaum aufzutreten wagte. Sie wartete oben, bis er nachkam. Dann faßte sie leise seine Hand und führte ihn über den kleinen dunklen Vorraum. Er erschrak, als die Tür geöffnet wurde; das Zimmer war blendend hell erleuchtet. Er wußte nicht, daß in diesem Hause jeder Lichtschein abgesperrt war.

„Legen Sie ab."

Sie knöpfte seinen Ueberzieher auf; er sah ihr zum erstenmal in die dunklen lockenden Augen. Er stand so verschüchtert und unbeholfen wie ein Schuljunge. Sie lächelte fein und strich ihm leicht die Wangen. Den Rock hing sie an einen Ständer.

Als sie zurückkehrte, stellte sie sich vor ihn hin; um ihre schmalen Lippen kam ein dünnes wissendes Lächeln.

„Umarmen Sie mich!"

Carlsen umarmte sie; aber zaghaft. Es brach wie Feuer in ihr durch; wie eine Wut der Sinne. Sie knirschte gleichsam mit den Zähnen und preßte ihn wie mit Eisenarmen an sich.

„Küsse mich," befahl sie in herrischem Ton. Er fühlte ihren heißen Atem.

„Noch einmal!" Sie faßte seinen Kopf mit beiden Händen, während er sie umschlungen hielt. Sie trank so gierig, als wollte sie die Seele trinken. Sie riß an seinen Ohren, während sie küßte. Sie biß ihm in die Lippen, daß er zusammenzuckte. Dann zeigte sie auf einen Stuhl.

Carlsen stolperte über seine eigenen Füße; er hatte völlig die Herrschaft verloren; er kam aber schließlich doch zum Sitzen.

Sie setzte sich schwer auf seinen Schoß und legte den Arm um seinen Nacken. Einen Augenblick sah sie lächelnd in seine Augen hinab.

„Küsse mich; aber gut. Ich schlage dich, wenn du es nicht gut machst."

In Carlsen brach es durch; die wilde Gier des Hungerleiders kam. Er zog ihren Kopf herab; er bedeckte ihr Gesicht und ihren Hals mit heißen Küssen.

„Jetzt wird es fein," entfuhr es ihr leise.

„Ja," hauchte Carlsen. Es war aber nicht für ihn bestimmt gewesen. Er ahnte nicht, worüber sie sich freute.

(Fortsetzung folgt)

Umschau

Theater

Schauspielhaus. Die zweite Aufführung der Karl Hauptmannschen Armseligen Besenbinder fand vor einem Sonntagspublikum statt, das leider an den unpassendsten Stellen verlachte, seiner Lachlust freien Lauf zu lassen. Und doch hätte schon der Ton, auf den die Umrahmungsmusik gestimmt war, es ahnen lassen müssen, daß es sich hier um die geheimnisvolle Welt tiefinnerlicher Erlebnisse handelt, die in dem Märchenspiel ihren äußeren Ausdruck fanden. Paul Juon versuchte der Weise des Todes jenen schwebenden, entrückten und doch ziemlich warmen Charakter zu geben, der in dem leiblichen Gemeinde zu Hause sein muß, wo Habundus, seine Tochter und der Vater weilen, wenn ihr Körper schläft. Und finnvoll erklingt diese Traumweise wieder, wenn der alte Besenbinder für die Erde ganz entschläft. — Das Traumerlebnis am Himmelstor wird musikalisch durch den werdenden Besenbinderchoral verstärkt, in den sich der schlürfende Spuk der dämonischen Dörfler mischt. Von jeder Neigung zum Opernhaften hielt sich der Komponist mit Glück frei. X

Musik

Der Männergesangverein Liederhalle gab am Sonntag abend im leidlich besetzten Vereinshaussaale ein Konzert vorwiegend lyrischen Charakters. Eingangs drei Madrigale von Hans Leo Haßler, für Männerchor gesetzt von Engelbert Humperdinck, am Schlusse drei Volkslieder vom alten braven Joh. Fr. Reichardt und von zwei weniger bekannten Komponisten H. Kirchner und Ad. Kirchl. Dazwischen von Franz Schubert „Geist der Liebe" und Wilh. Gößler „Schiebung", eine Ballade. Die letztere konnte weder nach Text noch Komposition tieferes Interesse erwecken. Einige gute, aber nicht neue tonmalerische Gedanken, doch kein einheitliches Gefüge. Der Vortrag unter Leitung des Herrn Bender war — bis auf einige Lässigkeiten in der Aussprache und, besonders in der Schubertschen Komposition, Versuche gefühlvoller Nüancen im 1. Tenor — prägnant und stimmlich gut temperiert. Den Höhepunkt des Programms bildeten zweifellos die Solisten. Frl. Gertrud Matthaes spielte außer der Frühlingssonate von Beethoven noch drei kleinere Nummern von Tschaikowsky, Dvořák und Schubert und bewährte ihren Ruf als gereifte Künstlerin durch edle volle Tongebung und fast mühelose Sicherheit auch bei den schwierigen Passagen. Frau Julia Rahm-Rennebaum bot Lieder von Beethoven und Schubert im ersten Teile, von Rich. Strauß und Hugo Wolf im zweiten Teile. Die Kompositionen der Modernen schienen ihr am besten zu liegen, während namentlich bei Beethoven die Stimme etwas bedeckt klang, was höchstens bei „In questa tomba" gerechtfertigt war. Herr Bender begleitete beide Solistinnen mit geschmackvoller Zurückhaltung. Der reiche Beifall war wohlverdient. ad.

Die Volksliederabende Helga Petris sind den Dresdnern nichts Neues mehr, die die Sängerin längst als feingebildete Künstlerin schätzen. Tatsächlich ist ihre Gesangskultur von sorgfältigstem Schliff, der für eine Weile selbst den Mangel an Wärme und kräftigen Impulsen vergessen läßt — für eine Weile: dann aber ermüdet der Zuhörer an der immer gleichbleibenden Ausdrucksmöglichkeit der Vortragenden. Auch ihre geschickte Begleiterin am Flügel, Hanna Sekulla, kennt nicht Höhen und Tiefen inneren Miterlebens; der unter ihren Händen förmlich verdorrende Klavierpart zu Brahms' Klage war hierfür das Beispiel. R.

Die volkstümlichen Kammermusikabende, die die Kgl. Kammermusiker Johannes Striegler, Willy Reiner, Richard Rokohl und Walter Schilling im Volkswohlsaale veranstalten, sind eine beliebte feste Konzertinstitution geworden: der fast ausverkaufte Saal zeigt deutlich, wie sehr rege in unseren Volkskreisen das Bedürfnis und die Freude an guter Kammermusik geworden sind. Dem Striegler-Quartett stehen zudem in seinen Kollegen aus der Kgl. Musikalischen Kapelle stets spielfreudige Helfer zur Seite, wenn es zur Abwechslung gilt, ein mehr Instrumente forderndes Werk aufzuführen. Gestern wirkten bei der Serenade von Bernhard Sekles unter der zusammenfassenden Direktion Hofkapellmeister Kutzschbachs die Herren Knochenhauer (in einer dankbaren Fagottpartie), Kaiser mit seinem schmelzenden Klarinettenton), König (auf seiner neuen französischen Oboe), Weichel (Flöte), Lindner (Horn), Kleinert (Kontrabaß) und Gottschalk (Harfe) mit. Das Werk selbst konnte nur nach durch seine geschickte orchestrale Aufmachung interessieren; der musikalische Inhalt wirkt recht verblaßt. Und dieses Werk soll beim letzten Dresdner Tonkünstlerfest als einer der musikalischen Höhepunkte gegolten haben. O, rasch- und kurzlebige Moderne! — Das Schumannsche A-Dur-Streichquartett eröffnete den Abend; es hätte freilich im Finale noch mehr Schwung vertragen, fand aber ebenso herzlichen Beifall wie die Cello-Sonate des Dachs-Seitgenossen Birkenstock, die Schilling, am Klavier begleitet von Eidmann, vollendig vortrug. eb.

Geschichte

Zahlen in der Geschichte. Unter diesem Titel hat der bekannte Kriegshistoriker der Berliner Universität, Prof. Hans Delbrück, am Londoner University College zwei Vorträge gehalten, die das lebhafteste Interesse weiter Kreise erweckten. Der Gelehrte behandelte besonders die Heeresstärke in der Vergangenheit und wies auf die großen Uebertreibungen hin, die sich besonders die alten Historiker bei Zahlenangaben gestattet haben. Die moderne Geographie und Kartenkunde, die uns die genauesten Bilder von den Ländern vermittelte, in denen die Kriege geschlagen wurden, die ehernen Gesetze der Taktik, die wir aus dem Verlauf der Kriegsgeschichte erkennen, haben uns heute die Möglichkeit einer genauen Kontrolle an die Hand gegeben, so daß wir nicht nur die Zahlen der nahen Vergangenheit, sondern auch entfernter Epochen richtigstellen können. Wenn es für Moltke so schwierig war, mit den 1870 zu Gebote stehenden fortgeschrittenen Mitteln die Bewegungen von 100 000 Mann durchzuführen, so müssen alle Berichte von ähnlich zahlreichen Armeen in älteren Zeiten bei den Assyrern, Persern, Galliern, Hunnen oder Germanen aus den Annalen der Geschichte gestrichen werden. Wie hätte Attila 700 000 Mann aus Deutschland über den Rhein nach Frankreich auf die Ebene von Châlons führen können, wenn es Moltke so schwer wurde, 500 000 Mann auf derselben Straße zu dirigieren. Die taktischen und strategischen Maßnahmen, die in dieser Hinsicht im Deutsch-Französischen Kriege vorgenommen werden mußten, lassen einen gültigen Schluß zu auf das, was man bei Heeren früherer Zeiten voraussetzen darf. Der Vortragende schilderte die ungeheuren Hindernisse, die zu überwinden waren, um die Metz belagernde Armee von 200 000 Mann zu ernähren, und stellte dem die Angabe Herodots gegenüber, der die Stärke der Armee des Xerxes mit 5 180 000 Mann angibt. In den 2½ Jahrtausenden, die nach der Schlacht bei Marathon verflossen sind, ist diese Zahl nur selten angezweifelt worden, obwohl man, wenn sie richtig wäre, berechnen könnte, daß bei dem Marsch durch die oft sehr engen Gebirgspässe der letzte Mann dieses Heeres gerade die Hauptstadt Susa verlassen haben könnte, wenn die ersten bei Thermopylä angelangt waren. Diese Berechnung, die mit lautem Gelächter aufgenommen wurde, zeigt, wie vorsichtig man den Zahlenangaben gegenüberstehen muß. C. K.

Medizin

Das Mesothorium — ein Heilmittel gegen den Krebs. Dem Leiter der radiologischen Abteilung der Münchner Universitäts-Frauenklinik, Dr. v. Seuffert, ist die Entdeckung eines wunderbaren Heilmittels in Herdsälfen gelungen. Das Mesothorium, so lautet die wissenschaftliche Bezeichnung des Heilmittels, erfordert jedoch zu seiner Herstellung so hohe Summen, daß nur die Reichsten der Reichen sich die Wohltat einer Behandlung mit Mesothorium verschaffen könnten, falls es nicht gelingt, Staatsmittel für die allgemeine Anwendung flüssig zu machen. Die ganze Kulturwidrigkeit unserer heutigen Zustände zeigt sich nun darin, daß zwar Milliarden für die Vernichtung von Menschenleben aufgewendet werden, wie das erst neuerdings die glatte Bewilligung der neuen Militärvorlage wieder bewiesen hat, für die Erhaltung von Menschenleben aber kein Geld vorhanden ist. Wie schwierig und kostspielig die Gewinnung des neuen Heilmittels ist, beschreibt der Erfinder selbst in den Münchner Neuesten Nachrichten wie folgt:

„Die Auer-Gesellschaft hat gegenwärtig für etwa sechs Millionen Mark Monazitsand lediglich zur Mesothoriumgewinnung daliegen, und baut nur für diesen Zweck neue Fabrikanlagen im Werte von ca. einer Million Mark. Aus einer Tonne Monazitsand (gleich 20 Zentner, gleich 1000 Kilogramm) kann man aber nur ungefähr ein Milligramm, das ist den milliardsten Teil, Mesothorium durch einen begreiflicherweise außerordentlich komplizierten und daher kostspieligen Fabrikations-Prozeß gewinnen. Dazu kommen die enorm hohen Transportkosten des Rohmaterials. — Um gleichzeitig fünf Kranke richtig behandeln zu können, braucht man wenigstens fünfmal 200 Milligramm gleich 1 Gramm Mesothorium. Zur Herstellung dieses einen Grammes müssen 1000 Tonnen Sand aus Südamerika herbeigeschafft und dann verarbeitet werden.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß der Preis eines solchen Grammes ca. 300 000 M. ist. Mit einem Gramm kann man dann aber Hunderte, ja Tausende von Kranken behandeln und vielleicht heilen, denn dieses Mittel verliert viele Jahre lang nichts von seiner Kraft. Von sicherer Heilung dürfen wir heute allerdings noch nicht sprechen, denn die Wissenschaft fordert bei Krebskranken einen rückfallsfreien Zeitraum von mindestens fünf Jahren nach der Behandlung, bevor sie den Ausdruck „Heilung" gestattet.

Tatsache ist aber, daß Frauen, die in den ersten Wochen dieses Jahres in die Münchner Frauenklinik kamen in einem Zustand, der jeden Gedanken an eine Operation ausschloß und ein qualvolles Ende innerhalb weniger Wochen voraussehen ließ, daß diese Frauen, nachdem sie mit Mesothorium behandelt wurden, jetzt schon seit vielen Monaten